

Ärger ausspucken und Tröstung erfahren kann.

Zum Schluß das Wichtigste, zugleich das Selbstverständlichste! Ich bemühe mich um eine vertiefte Spiritualität. Ich habe mir „Haltegriffe“ zurechtgelegt. Zu allem, was ich jetzt schreibe, werden Sie mit Recht sagen: „No na!“ Zumindest morgens und abends fixe Gebetszeiten; die Eucharistiefeyer, auf die ich mich wenigstens mit einigen Minuten der Besinnung vorbereite; wenn irgendwie möglich Anbetung vor dem Allerheiligsten. Das Studium als Gebet! Wie die alten Lehrer sagten, „auf den Knien studieren“. Und nicht unwichtig: Sport! Seit ich Sport betreibe, bin ich leistungsfähiger, gesünder.

Ich bin aufs Ganze gesehen ein glücklicher Pfarrer. Gott sei Dank!

Roland Schwarz

Wenn man Pfarrern die Frage stellte: „Welches Buch benützen Sie am häufigsten?“, müßten wohl die meisten ehrlich eingestehen, daß der Kalender zumindest gleichrangig mit Bibel und Brevier zu nennen ist. Die vielfachen Anforderungen an den Priester machen aus ihm einen Sklaven seiner zahlreichen Termine. Besonders Mitchristen, die ein sehr Priester-zentriertes Kirchenbild haben, setzen ihre Pfarrer unter einen starken Erwartungsdruck.

Ich habe längst erkannt, daß ich mir die Freude an meiner Berufung nur erhalten kann, wenn ich den Mut habe, Prioritäten zu setzen und auf manche Wünsche „nein“ zu sagen. Ich versuche allerdings, dieses Nein zu begründen, um dem anderen meine Situation einsichtig zu machen. Dennoch ernte ich oft Unverständnis, und auch manche Verärgerung muß ich in Kauf nehmen. Dennoch ist es mir wichtig, daß ich mich auf *die* Menschen, mit denen ich gerade beisammen bin, wirklich einstellen kann. Ein bloßes Absolvieren von Veranstaltungen ist bei mir die Ausnahme.

Ich habe gelernt, Arbeit und Freizeit eng zu verknüpfen. Natürlich gibt es Dinge, die nicht besonders angenehm sind, etwa der Kanzleikram oder verschiedene Sitzungen, die sehr anstrengend sein können, besonders

dann, wenn es unter den Teilnehmern Spannungen gibt. Doch im allgemeinen überwiegen die schönen Seiten: ich bin gern mit Menschen zusammen, die mich mögen. In den meisten pfarrlichen Gruppen fühle ich mich sehr wohl, und auch privat ergeben sich zahlreiche Kontakte. Besonders froh bin ich, wenn nicht immer über pfarrliche Dinge gesprochen wird. Ich freue mich, daß sich auch etliche Freundschaften gehalten haben, die mich mit Menschen verbinden, mit denen ich in früheren Jahren in einer Gemeinde gelebt habe. Ich habe das Glück, meinen Urlaub bei verwandten Familien verbringen zu können, die mich zu nichts verpflichten und doch am Familienleben Anteil nehmen lassen, so daß ich auch die Probleme sehr hautnah erleben kann. Dies ist für meine Tätigkeit als Pfarrer sehr bereichernd.

Ich nehme mir auch bewußt Zeit für Hobbies. Am liebsten lese ich gute theologische Literatur, vornehmlich exegetische Werke. Es fasziniert mich, an die Ursprünge des Glaubens möglichst dicht heranzukommen. Auch wenn ich am freien Tag (den ich zumindest zur Hälfte eisern halte) ins Kino oder ins Theater gehe, verbinde ich Hobby mit Beruf. Denn die Begegnung mit Kunst ist immer eine Konfrontation mit dem Denken und Fühlen der Menschen unserer Zeit. Von daher gewinne ich auch Impulse, um die Botschaft des Glaubens in zeitgemäßer Sprache ausdrücken zu können. Künstlerische Darstellungen helfen jedoch auch, negative Leitbilder in der Gesellschaft aufzuspüren, von denen ich in der Predigt die christlichen Werte abzuheben versuche.

Gern würde ich noch mehr Sport betreiben, aber dazu lassen mir die anderen Interessen zu wenig Zeit. Doch meine Ministranten(-innen) lassen ohnedies nicht locker und bestehen darauf, daß ich nicht nur bei liturgischen, sondern auch bei sportlichen Aktivitäten mitmache . . .

Eugen Weiler

Seitdem mir die Bitte um einen Beitrag zum Thema „Wie ich als Pfarrer Mensch bleibe“ bzw. „Als Pfarrer Mensch bleiben“ . . . zugeht, frage ich mich das oft – ganz konkret. Dabei kehrte sich die Frage dahin um: Was

heißt hier Mensch-sein, bin ich Mensch geliebt? Habe ich in meine Lebens-Wirklichkeit umgesetzt, was ich darunter verstehe und anderen predige? Ich sage gleich: Das ist mein Traum und mein Wunsch, daß ich selber leben und tun könne, was ich anderen empfehle. Anders: Daß ich Zeit habe, auf die Zukunft zuzuleben, die das Evangelium uns verheißt, und mich dafür zu bereiten.

Wir reden – ein Beispiel – den älteren/alten Menschen zu, wie sie ihr Alter mit seinen Beschwerden etc. bewältigen können, und trauen uns selber nicht, das vorzuleben. Bleiben nicht viele Priester deshalb in der Seelsorge, im Betrieb der Kirche, unbewußt, aber voll Angst, darauf die Probe machen zu müssen . . . ?

Was soll das, wenn ich nach 41 „Dienstjahren“ und wahrhaft vollem Einsatz ein ärztliches Attest beibringen muß, damit ich mit 65 Jahren in Pension gehen „darf“? Hat man „oben“ überhaupt etwas begriffen vom wirklichen Leben, dem Generationenwechsel und vom Alt-werden, wenn man solche Bestimmungen erläßt? Oder mogelt man sich dort ebenfalls um die Probe auf die jahrelange Verkündigung herum – unter Zuhilfenahme der Weihegnade? Sind wir damit noch glaubhaft?

Mensch-sein – ich lebe davon, daß ich den vielen Anforderungen, die die Pfarrgemeinde und die Gäste im Kurort an mich stellen, nicht gerecht werde, daß ich vieles nicht tun kann, was erwartet wird – z. B. mehr Kranken- und Hausbesuche, mehr bei den einzelnen Menschen zu sein.

Für die Menschen, die mit „dem Pfarrer“ sprechen wollen, habe ich aber immer Zeit. Ich bemühe mich, gut zuzuhören und ihnen dabei das Gefühl zu vermitteln, daß ich wirklich da bin. Das heißt dann öfter: „Die Nacht ist nicht allein zum Schlafen da.“

Man redet zwar von Delegieren, aber wie sieht das konkret aus? Die wenigen, die zur Mit-Arbeit bereit sind, sind selbst weithin überlastet. Sie noch mehr der Familie entziehen? Vielleicht ist das in einer „Normal-Pfarrei“ (also nicht Kur-Ort) anders.

Freilich, könnte ich weniger Sorgfalt und Zeit und Kraft auf die Vorbereitung der Gottesdienste verwenden, dann hätte ich mehr Zeit; wie aber würde sich das auswirken? Ist

nicht der Gottesdienst das Herz, das Zentrum der Seelsorge – „nichts darf ihm vorgezogen werden“? Andererseits: Was erwarten „die Christen“ von einem Gottesdienst?

Manche Pfarrer nehmen sich grundsätzlich einen freien Tag in der Woche, um „Mensch“ zu bleiben. Ich vermag das nicht. Ich wäre doch nicht frei „von allem“ und käme in Druck über die anderen Tage hin.

Zum Lesen nehme ich mir immer wieder Zeit; Musik-hören oder Fernsehen gibt es so gut wie nicht. Kontaktpflege, Besuch bei Verwandten und Bekannten – ich weiß nicht, woher ich die Zeit nehmen sollte. Ich weiß – ein großer Fehler.

Wieviel Zeit und Kraft nimmt trotz Bürohilfe die Verwaltung in Anspruch – konkret: die Organisation von Konzerten und Vorträgen im Rahmen der Kurseelsorge, die Instandhaltung der kirchlichen Gebäude etc. Wie finde ich Erzieherinnen für den Kindergarten? Wie komme ich zu entsprechenden Wohnungen für Mitarbeiter usw. Da ich zugleich noch eine Art Hausmeister für das Gemeindezentrum bin, bin ich auch mehr oder weniger von allen Veranstaltungen „mitbetroffen“.

Nicht zu unterschätzen ist die Belastung durch alles, was sich in der Kirche derzeit tut. Ich muß ja auf dem laufenden bleiben. Probleme genug, aber wo zeigen sich Lösungen an? Eine große Schwierigkeit ist die: Der Pfarrer wird als Servicemann für Religiöses erwartet, wann immer man gerade das Bedürfnis danach hat. Aber ich weigere mich, dieses Spiel mitzumachen wie auch „Funktionär“ zu sein.

Sie fragen nach dem Wohnstil. Nachdem meine Schwester geheiratet hat (1967), bin ich allein, koche selbst – eine Zeit der Erholung. Ich habe mir ein Wohnzimmer eingerichtet, wie es mir gefällt. Aber wann bin ich schon einmal „drin“, um in Ruhe, nicht schon wieder von Verpflichtungen getrieben, da-zu-sein? Vielleicht wenn Besuch kommt. In meinem Arbeitszimmer sieht es aus wie in allen denen, deren „Arbeiter“ überlastet sind. Von Zeit zu Zeit räume ich dann wieder mal auf . . .

Wie einseitig man dabei wird – zeigt es sich nicht wieder darin, daß viele Pfarrer einfach weitermachen, also gar nicht in den Ruhe-

stand gehen *wollen*, weil sie sich fürchten, in das berühmte „Loch“ zu fallen?

Ich gehöre nicht zu denen, die es als Ideal ansehen, sich ganz für die Gemeinde zu opfern und durch den Tod mitten aus der Arbeit gerissen zu werden. Das hat Jesus nicht gemeint mit: „Wer sein Leben verliert . . .“

Einen Rest Mensch-sein rette ich mir, indem ich (fast) täglich eine Stunde für Gott und mich (Gebet, oder wie ich das nennen soll) bewahre und den Gottesdienst als eigentliche Quelle und Ziel meiner Tätigkeit verstehe.

Ich weiß, daß viele Kollegen auf Tagungen sind, mehr Urlaub oder Reisen machen, aber ich weiß nicht, wie ihnen das möglich ist. Aus diesem Grund möchte ich sobald als möglich in den sogenannten Ruhestand, zuerst, um darauf die Probe zu machen, was ich als Glauben und „auf das Ende des Lebens“ zugehen verstehe. Sterben lernen heißt leben lernen. Das meine ich.

Daß mir die dazu nötige Zeit geschenkt werde, erhoffe ich. Und darum bete ich, daß ich bereit sei, sicher mit leeren Händen, aber als der, der ich „gebildet wurde im Mutter-schoß“, IHM Du zu sein.

Beim Niederschreiben wird mir wieder recht bewußt, was für ein einseitiges Leben ich als Pfarrer und Mensch führe . . .

Paul Wettstein

Es ist mir ein Bedürfnis, als Pfarrer Mensch unter Menschen zu sein. Daß das nicht immer leicht ist, möchte ich an zwei Beispielen aufzeigen. Hie und da geschieht es, daß jemand in meiner Anwesenheit einen Fluch losläßt und hinterher sich beschämt entschuldigt: „Vor einem Pfarrer sollte man nicht fluchen.“ Ich bin für die Menschen in erster Linie eine moralische Instanz, vor der man gewisse Reaktionen oder Themata verbirgt. Häufig werde ich auch identifiziert mit den Meinungen des Papstes über Empfängnisverhütung, Homosexualität und ähnlichen Themen. Ich bin für sie der Vertreter einer Kirche, gegen die sie Vorbehalte haben. Also haben sie auch Vorbehalte gegen mich. Als Feldprediger in der schweizerischen Milizarmee bin ich jedes Jahr drei Wochen mit Männern im Alter von 20 bis 30 Jahren zu-

sammen. Viele von ihnen sind ihren Kirchen entfremdet. Als zölibatärer Mann bin ich für sie eine „abartige“ Erscheinung, der sie mit einer gewissen Befremdung begegnen. Ich sehe mich ins gesellschaftliche Abseits versetzt. Es braucht meist längere Zeit, bis sie spüren, daß auch ich einer von ihnen bin, daß ich es gerne lustig habe und daß ich auch Fragen, Schwierigkeiten und Zweifel habe.

Wichtig sind mir darum jene Gruppen, in denen ich selber sein darf, z. B. der Pfarrei-rat, die Gruppe junger Frauen, mit denen ich voreucharistische Gottesdienste erarbeite, der Kirchenchor, der Bibelkreis, die Firm-gruppeneltern, die Katechetinnen im Nebenamt, die Drittweltgruppe. Fast ohne Ausnahme bin ich mit den Menschen dieser Gruppen auf du. Die Vertrautheit mit ihnen läßt mich Mensch sein unter Menschen. Wichtig sind mir auch die Tagungen mit diesen Gruppen. Am liebsten habe ich es, wenn sie zwei Tage dauern. Sie bieten neben dem gemeinsamen Arbeiten auch Raum zum Zusammensein beim Essen oder bei einem Bier, zum Jassen oder zum ungezwungenen Gespräch bis in die Nacht hinein. Jede Woche habe ich Mitarbeiter aus meinem sechsköpfigen Seelsorgerteam am Tisch. Mit zwölf Männern, Frauen und Jugendlichen der Pfarrei habe ich mich ein Jahr lang Woche für Woche zum Spanischlernen zusammengefunden. Anschließend reisten wir für einen Monat zu den Indios nach Peru. Auf dieser Reise mußten innerhalb der Gruppe auch Spannungen und Meinungsverschiedenheiten ausgetragen werden. Die Erlebnisse, die wir in der Dritten Welt hatten, haben uns zusammengeschweißt. Mit einem Mitglied dieser Gruppe absolvierte ich jede Woche einmal den Vita-Parcours (Fitneßpfad).

Meine freien Tage und meine Ferienzeit bringe ich mit befreundeten Personen oder Familien. Dann möchte ich mich nicht in klerikalen Kreisen oder reinen Männergesellschaften aufhalten. Eine *vita communis* mit Berufskollegen in der freien Zeit zum Schutz meines zölibatären Lebens liegt mir nicht. Ich brauche den Kontakt mit Männern und Frauen, und zwar mit solchen, die in der